

Dass es in den Alpen überhaupt noch Steinböcke gibt, verdanken sie einem Herrn namens Zumstein und dessen Brief, der im März 1820 die Königliche Akademie der Wissenschaften in Turin erreichte. Geschrieben war er auf Deutsch, denn der Verfasser gehörte zur winzigen deutschsprachigen Minderheit unter den Untertanen des Königs Carlo Felice von Savoyen. Josef Zumstein, der sich bisweilen französisch De la Pierre nannte, war Spross einer bis ins Allgäu verbreiteten Händlerfamilie aus der walserdeutschen Berggemeinde Gressoney, gelegen an den südlichen Hängen des Monte-Rosa-Massivs.

Zumstein hatte sich unter Naturforschern einen Namen gemacht durch seine Berichte über die wissenschaftlichen Exkursionen, die er in die Berge seiner Heimat unternahm – und bei denen er bis auf den dritthöchsten Gipfel des Monte Rosa gelangte, die 4563 Meter hohe, heute nach ihm benannte Zumsteinspitze. Steinböcke sah er hier nicht, der letzte Vertreter dieser Art am Monte Rosa, so schrieb er, sei bereits dreißig Jahre zuvor erschossen worden. Nur noch im Val de Cogne, auf der anderen Seite des Aostatal, oben auf den Gletschern des Gran Paradiso, seien sie zu finden, die letzten dreißig, vierzig Exemplare dieser Wildziegenart in Europa. Mit gebotenem Respekt und mit Stolz darauf, dass sein Land diesen „seltenen Schatz“ sein Eigen nenne, bat er darum, diese Steinböcke durch ein strenges Jagdverbot zu schützen.

Beinahe hätten die Steinböcke das Schicksal des Dodo oder des Auerochsen geteilt

Zumsteins Bitte wurde tatsächlich erhört. Am 21. September 1821 erließ Graf Ignazio Thaon di Revel, Generalstellvertreter des Königs und damit eigentlicher Machthaber in Turin, ein königliches Dekret: „Der Nutzen der Naturwissenschaft“, so hieß es darin, „gebietet es, mit höchstmöglicher Sorgfalt die Arten dieser Tiere zu erhalten.“ Auf die Tötung eines Steinbocks, der – wie das Dekret genau darlegte – von Zoologen Capra ibex und im französischen Dialekt von Aosta Buoc-castagn genannt wurde, stand fortan eine Geldstrafe von 15 Scudi, ersatzweise neun Tage Gefängnis, für Wiederholungstäter das Doppelte. Die Hälfte des Bußgeldes sollte erhalten, wer den Hinweis auf den Wilderer gab.

Es funktionierte, auch in den folgenden Jahrzehnten – vor allem weil die Turiner Herrscher, allen voran der ab 1849 in Savoyen-Sardinien und seit 1861 als König des vereinten Italiens regierende Vittorio Emanuele II., ein ganz eigenes Interesse daran hatten: Sie wollten das seltene, darum prestigeträchtige Tier selber jagen. Darum ließen sie es hegen von einer stetig wachsenden Zahl von Wildhütern, die darauf achte-



Seinem Horn schrieb man Wunderkräfte aller Art zu: ein besonders prächtiges Steinbock-Exemplar in den Alpen.

FOTO: DPA-TMN

Der Schatz der Berge

50 000 Steinböcke leben in den Alpen. Dabei waren sie fast ausgerottet – bis ein königliches Dekret vor

200 Jahren die Letzten ihrer Art vor der Ausrottung bewahrte. Von der Rettung eines Wappentiers

VON JAN BIELICKI

ten, dass kein Wildschütz in die königlichen Jagdgebiete am Gran Paradiso eindrang. Aus diesen Revieren erwuchs 1922 dann Italiens erster Nationalpark.

Heute leben nach Schätzungen in den Alpen wieder bis zu gut 50 000 dieser Bergziegen. Und alle stammen sie ab von jenen wenigen Dutzend Ahnen aus den vereisten Bergen über dem Aostatal, die das Schutzdekret vor 200 Jahren vor dem Aussterben bewahrte und das somit ein Meilenstein des Artenschutzes ist.

Dass der Steinbock beinahe das Schicksal von Auerochs und Dodo teilte, lag vor allem an seinen charakteristischsten Körperteilen: den gebogenen, bis zu ein Meter langen Hörnern mit ihren markanten Schmuckwülsten, die aus dem Kopf des männlichen Bocks wachsen – die Steingeiß kommt bescheidener behörnt daher.

Nicht nur „werden ein Paar solche Hörner für acht bis zehen Gülden verkauft, so zu Trinckgeschirren gemacht werden, welche zwey bis drey Kannen an Maase halten“, wie Johann Heinrich Zedlers Universal-Lexicon aus dem 18. Jahrhundert ausführt. Geschabt oder „pulverisiret“, in Milch gekocht, in Wein gemischt oder den Rauch „durch die Nase in sich gezogen“, helfen die Hörner nach dieser Darstellung darüber hinaus gegen allerlei Unbill, etwa gegen „die Colic“. Sie sind „gut wider Mutterbeschwerung und andere Frauenzimmer-Zufälle“, sogar „ungemein gut, für alle Wunden, und curiren den üblen Zustand derselben“, heißt es in einer ganzen Liste von heilsamen „Tugenden und Würckungen“ der aus Steinbockhorn gefertigten Tränke, Salben, Ringe, Amulette und anderen Talismane. Selbst ein Löffel, aus dem Horn des Bocks geschnitzt, sei „unvergleichlich gesund wider den Gift und die fallende Sucht“.

Es half den Tieren nicht, dass auch ihrem Blut, ihrem Fell, ihrem „Herzkreuz“, einer kreuzförmig verknöcherten Sehne im Brustbereich, oder den Bezoarsteinen, Klumpen unverdaulichen Materials in ihren Mägen, heilsame Kräfte zugeschrieben wurden. Sogar die „Bönle“, der Kot der Steinböcke, vermischt mit „Pfefferkörnle wol gestossen, Honig bey dem aller besten, den vierdten Teil einer Maß des aller eltesten und edlesten Weyns“, galten dem Schweizer Naturforscher Conrad Gesner im 16. Jahrhundert als „eine edle Artzney für das Huffwee und Glidsucht“ (Hüftschmerzen und Rheuma). Die Fürsterzbischöfliche Hofapotheke in Salzburg richtete sogar eine eigene Abteilung für Steinwild-Medizinprodukte ein.

Was die Herren dabei diskret verschwiegen: Vor allem galten Horn und Herzkreuz, entsprechend in einem Saft oder einer Tinktur aufbereitet, als probates und populäres Mittel, nachlassender Manneskraft wieder aufzuhelfen. Es war ja schließlich auch die dem Steinbock nachgesagte Potenz, die ihn als Symbol für wahre Mannhaftigkeit auf zahlreiche Wappenschilder im Alpenraum brachte – etwa auf dem des Schweizer Kantons Graubünden.

Kein Wunder also, dass die Menschen

dem Steinbock seit jeher in sein felsiges Habitat nachstiegen. Schon vor 5300 Jahren hatte Ötzi, berühmtester aller alpenländischen Steinzeitmenschen, als letztes Mahl vor seinem Tod rohes Steinbockfleisch mit Farn zu sich genommen, wie Wissenschaftler seinem Mageninhalt entnahmen. Für den Steinbock und dessen Arterhalt richtig gefährlich wurde der Mensch aber erst viel später, als er Waffen entwickelte, die leicht genug waren, um sie hoch in das schwierige Gelände von Fels und Eis zu schleppen, und dabei zielgenau genug, die wendigen Tiere damit aus weiter Entfernung abzuschießen.

Schon Anfang des 16. Jahrhunderts beklagte kein Geringerer als Kaiser Maximilian I., selber ein begeisterter Steinbock-Jäger, das Aufkommen von Feuerwaffen wie den Handbüchsen, die den Bergbauern das Erlegen des Wildes merklich erleichterten: „Dann als die hanndpuxen aufkommen sein, hat man angefangen damit die Stainpöck zu schiessen, das durch die pawrsleut beschehn ist, die dann wo Sy über das wiltpret kumen kein maß halten“, diktierte Maximilian dem Geheimschreiber Marx Treitzsaurwein in die Feder, „vor den armprusten weren Sy woll sicher, Aber die pawren, die in den gepirgen steigen kunden, Erreichen vnd schiessen die Steinpöckh mit den Handtpuxen.“

Das geschah überall in den Alpen. Schon um 1650 lebte in den Bergen des heutigen Graubünden kein einziges Exemplar des eigenen Wappentiers mehr. Der vorerst letzte auf Schweizer Gebiet lebende Bock fand 1809 vor der Flinte eines Jägers im Kanton Wallis den Tod.

In den Ostalpen hielt sich eine Herde noch in Kaiser Maximilians einstigen Tiroler Jagdgründen im oberen Zillertal. Dort, in den Seitentälern der Floite, Stillup und Gunggl, hatten die Salzburger Fürsterzbischöfe Ende des 16. Jahrhunderts das Jagdrecht übernommen, stellten „zu mehrer Obsicht über das Stainwiltpräth“ Jäger ein und das so seltene wie wertvolle Tier bei Androhung schärfster Strafen unter Schutz. Wer einen Steinbock schoss, sollte „in harte Gefängniß genommen“, anschließend nach Venedig überstellt und mit Ketten an die Ruderbank einer Galeere geschmiedet werden.

Die Fürsterzbischöfe selber hielten sich Steinböcke gerne im Park ihrer Residenz Hellbrunn und schickten manches Prachtexemplar als Prestigepräsen nach Wien an die kaiserliche Menagerie des Schlosses Schönbrunn. Um die Tiere einzufangen, mussten sie „die geschicktesten Jäger“ und „die schärfsten Steiger“ aufbieten, wie der Naturforscher Karl von Moll später die „unbeschreiblich mühsame und gefährliche Arbeit“ beschrieb: „80 bis 90, und

mehr solcher virtuosen Felsklimmer waren zu einem Fange nöthig.“

Alle Schutzmaßnahmen hatten bis dahin wenig genutzt. Als Moll im März 1784 in das Floiental wanderte, betrat er es „mit einer Art Traurigkeit, weil ich dabey an die edle, seltne Art Säugethiere erinnert ward“, die er nun „größtenteils durch den sträflichsten Muthwillen der Wilddiebe ausgerottet“ sah. Als hoher Verwaltungsbeamter hatte er Einblick in die erzbischöflichen Archive, in deren Dokumenten genau verzeichnet war, wie viele Böcke, Geißen und Kitze jedes Jahr eingefangen und nach Hellbrunn oder das Tennengebirge südlich von Salzburg verbracht wurden – auch in der Hoffnung, dort weitere Herden aufbauen zu können.

Die letzten Fangzahlen stammen aus dem Jahr 1706, danach „keine Sylbe mehr“, konstatierte Moll. Als Ursache für das Aussterben werde „gemeiniglich eine Seuche angegeben“, aber auch davon finde sich „keine Sylbe in den Akten“. Er selbst hatte einen anderen Verdacht: „Zuverlässiger sind die Wilddiebereyen, und selbst die gar zu vielen Steinbockfänge der Grund, daß von diesen edeln Thieren keine Spur mehr in diesen Felsen übrig ist.“ Zu einem ähnlichen Schluss kommt auch der Salzburger Historiker Andreas Zechner nach heutigem Forschungsstand: Die durch die Fänger dezimierten Herden im Zillertal und im Tennengebirge waren wohl schließlich zu klein, um 1708/1709 den strengsten Winter des Jahrtausends zu überstehen.



Naturschutz und Eigennutz: Italiens König Umberto I. bei der Steinbockjagd in den Bergen des Piemont, Sommer 1900.

FOTO: DE AGOSTINI/GETTY

Wilddiebe in Staatsdiensten und nationale Prunksucht hatten allerdings auch ihren Anteil daran, dass Steinböcke heute wieder in weiten Teilen der Alpen, womöglich sogar weiter als je zuvor, verbreitet sind. Vor allem in der Schweiz wurde der Wunsch nach Wiederansiedlung des stolzen Steinwilds im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer Angelegenheit helvetischen Nationalprestiges. In ihrem ersten, 1875 in Kraft getretenen Jagdgesetz verpflichtete sich die Eidgenossenschaft, den Steinbock wieder in die heimische Alpenwildnis zu holen. Doch das war nicht so einfach. Regierungsmitglieder, die bei Italiens König Vittorio Emanuele III. vorstellig wurden, um Böcke und Geißen aus Gran Paradiso zu erhalten, wurden abschlägig beschieden.

Die Schweizer wichen auf heimlichere Pfade aus. Der Hotelier Robert Mader, Förderer des Wildparks „Peter und Paul“ in St. Gallen, traf sich am 22. Juni 1906 konspirativ im Restaurant Veuve Darbélay in Martigny im Kanton Wallis mit Joseph Berard, Spross einer Wilderer-Dynastie aus Aymavilles am Ausgang des Val de Cogne ins Aostatal. Berard hatte zwei Steinbockkitze dabei, die er gesetzeswidrig im Jagdgebiet des italienischen König gefangen hatte. Mader bezahlte den geforderten Preis von 800 Franken für jedes, einen Betrag, der heute etwa 30 000 Euro wert wäre. Berard lieferte weiter. Über alte Schmuggelrouten, unterwegs in Ställen von Hausziegen gesäugt, wurden weitere Kitze über den Alpenhauptkamm in die Schweiz gebracht, für bis zu 1000 Franken das Exemplar. Die Schweizer Behörden duldeten das dunkle Geschäft. Geldstrafen, die Berard in Italien bezahlen musste, stellte er seinen Auftraggebern aus St. Gallen in Rechnung.

Nachkommen dieser geschmuggelten und im St. Galler Wildpark von Hand mit Kuhmilch aufgezogenen Kitze bildeten seit 1911 an den nahen Fünf Hörnern die erste (halb-)wilde Steinbockherde seit mehr als hundert Jahren. Inzwischen wurden die italienischen Behörden großzügiger und stellten auch für andere Wiederansiedlungen nicht nur in der Schweiz Steinwild aus ihrem Nationalpark zur Verfügung. 1924 wurden erstmals in Österreich wieder Steinböcke ausgewildert – im Hagengebirge über dem Blühnbachtal bei Salzburg in einem Jagdgebiet, das die deutsche Industriellenfamilie Krupp von den nach dem Weltkrieg aus dem Land vertriebenen Habsburgern übernommen hatten.

Auf der deutschen Seite des Hagengebirges waren es zwölf Jahre später der Gellungsdrang des nationalsozialistischen Regimes und die ganz persönlichen Interessen eines seiner prominentesten Vertreter, die das Tier ins Berchtesgadener Land brachten. Reichsminister Hermann Gö-

ring, zu dessen vielen Titeln im Herrschaftssystem der Nazis auch die des Reichsjägermeisters und des Obersten Beauftragten für den Naturschutz gehörten, dekretierte 1936 die Wiederansiedlung des Steinbocks, um für dieses „urdeutsche Wild“ auf deutschem Boden „wieder Heimatrecht zu verschaffen“.

Geschehen sollte das auf der Röth, einem Almgebiet über dem Königssee. Das Areal wurde nicht so sehr nach seiner Eignung als Habitat für den Steinbock ausgewählt, sondern vor allem deshalb, weil sich der Reichsjägermeister hier, mitten in dem von ihm selbst eingerichteten „Naturschutzgebiet besonderer Ordnung“, eine Jagdhütte bauen ließ, ausgeschmückt von einer Künstlerin aus dem norddeutschen Worpsswede, Kostenpunkt: 42 000 Reichsmark.

Görings „Italienerbock“ büxte am Bahnhof von Berchtesgaden aus

Die ersten vier Tiere kamen aus dem Wildpark von St. Gallen, später steuerte auch Italiens Diktator Benito Mussolini einen Bock und eine Geiß als faschistisches Freundschaftsgeschenk bei. Der „Italienerbock“ büxte am Bahnhof Berchtesgaden aus und ließ sich nur mit Mühe einfangen. Boote brachten sie alle über den Königssee und den Obersee, an dessen Südufer eigens eine Materialseilbahn hinauf auf die Röth gebaut wurde. Dort erwartete die Steinböcke ein etwa 15 Hektar großes Gehege – und alles andere als ideale Bedingungen, zu viel Schnee, zu wenig natürliches Futter. Vier Wildhüter mussten die Steinböcke durch den Winter füttern. Das Heu kam per Seilbahn, die Jäger mussten die 700 Höhenmeter hinauf zur Röth mit Skiern aufsteigen.

1938 wurde das erste Steinbockkitz in eingezäunter deutscher Wildnis unter lautem Tamtam der NS-Propaganda geboren. Doch viel größer wurde die Herde nicht. Erst kurz vor dem Fall des Regimes öffnete sich für die Steinböcke im Jahr 1944 das Gatter.

Ihre Nachkommen, verstärkt durch weitere ausgewilderte Artverwandte, haben sich seither auch in den bayerischen Alpen ausgebreitet. Geschätzt 800 sind sie hier inzwischen, Tendenz steigend – was aber nicht für alle fünf heimischen Populationen gilt. An der Benediktenwand etwa, wo Steinböcke seit 1967 zu Hause sind, geht der Bestand seit zwanzig Jahren wieder zurück, mögliche Gründe: zu viele Wandertouristen, Klimawandel, Inzucht. Das Auskommen zwischen Mensch und Natur bleibt also selbst im besten Fall fragil.